

Sina Farzin

Die Rhetorik der Exklusion

Zum Zusammenhang von
Exklusionsthematik und Sozialtheorie

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2011

Das (theoretische) Problem der Exklusion

»Eine Soziologie, die sich als Beitrag zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft reflektiert, wird dem angepaßte erkenntnis-theoretische und methodologische Vorstellungen entwickeln müssen. Ihre Aufgabe kann dann nicht mehr sein, ein vor-gegebenes Objekt, sei es in seiner Statik, sei es in seiner Dynamik, abzubilden. Eher wird es um die Generierung von Theorien gehen, die eine Distanz zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags in Kauf nehmen, ja bewußt erzeugen, um ein abstrakter gesichertes Konsistenzniveau zu erreichen. Man könnte an eine Wiederbelebung der Paradoxierungstechnik der klassischen Rhetorik denken, die genau dieses Ziel verfolgte, Probleme anders und im Hinblick auf neuartige Lösungen zu formulieren.« (Luhmann 1997: 1133)

Das Problem, dessen Reformulierung in dieser Studie unternommen wird, ist das der sozialen Exklusion. Unter diesem Titel wird im europäischen Raum seit nunmehr fast zwei Jahrzehnten eine intensive Debatte um neue Formen und Qualitäten sozialer Ausgrenzung geführt. Während der Terminus der Exklusion innerhalb dieses Zeitraums sowohl in sozialpolitischen als auch massenmedialen Diskursen eine zunehmende Akzeptanz erfuhr, ist sein Status in der Soziologie umstritten. Einige Autoren betrachten das Phänomen der Exklusion als eine neue Form sozialpolitischer oder medialer Gesellschaftsbeschreibung, die es zwar soziologisch wahrzunehmen gilt, deren Anwendung jedoch gegenüber den

traditionellen Kategorien der Ungleichheits- oder Sozialstrukturanalyse keine neuen Erkenntnismöglichkeiten eröffnet. Andere sehen einen neuen Grundbegriff der Soziologie in der Entstehung, der auf eine zunehmende und komplexe gesellschaftliche Innen-/Außen-Spaltung reagiert. Einigkeit besteht in dieser Debatte allein in dem Punkt, dass eine überzeugende theoretische Ausarbeitung des Exklusionsbegriffs noch aussteht. Dass diese bisher noch nicht erfolgt ist, wird vor allem als Resultat der öffentlichen Verbreitung der Exklusionsvokabel interpretiert. Deren Erfolg habe die soziologische Theorie gleichsam überrascht und überrumpelt, so dass zunächst die nichtwissenschaftlichen sprachlichen Beschreibungsfloskeln übernommen wurden, die vor allem durch Anschaulichkeit und eindruckliche Bildhaftigkeit geprägt seien. Soziologische Exklusionsliteratur zeichnet sich demnach durch ein hohes Maß an sozialpolitischer Normativität und massenmediale Dramatisierung und Stereotypisierung aus.

Dieser hier zunächst stichwortartig wiedergegebene Befund soll im Folgenden erläutert und hinterfragt werden. Die augenscheinliche Tendenz der soziologischen Texte, im Fall des Schreibens über soziale Exklusion den Rahmen der herkömmlichen theoretischen Sprachmittel und Begriffsinventare zugunsten metaphorischer, personifizierender und exemplarischer Darstellungen zu verlassen, soll nicht durch den einfachen Verweis auf öffentliche und massenmediale Diskurse erklärt werden. Es wird vielmehr angenommen, dass eine systematische Konzeptualisierung von Exklusion *theorieintern* auf Widerstände stößt, da sie die Frage nach der Grenze des Sozialen berührt. Das Problem der Exklusion wird in der vorliegenden Argumentation reformuliert in ein Problem der theoretischen Reichweite. Es kondensiert an den Rändern der grundlegenden Konzepte des Sozialen, durch die es definiert wird. Es zeigt die Grenzen der Sozialtheorien, in die es eingeschrieben ist und deren Systematik es sich dennoch entzieht. Denn auch wenn es kaum sinnvoll ist, von einem gesellschaftlichen oder sozialen ›Außen‹ zu sprechen, suggeriert der Exklusionsbegriff die Existenz eines Bereichs im jenseits des Sozialen – das immer das Jenseits des jeweiligen Konzepts des Sozialen ist. Eine solche Perspektive wendet die Diagnose eines theoretischen Defizits in eine positive Irritation. Sie erlaubt es, danach zu fragen, mit welchen sprachlichen Mitteln soziologische Theorien die Totalitätsfiktion herstellen, auf deren Grundlage sie operieren. Und sie zeigt zugleich auf, wie diese Totalitätsfiktion innerhalb der Theorien selbst unterlaufen wird, sobald das Grenzphänomen der Exklusion beschrieben werden soll.

Die vorliegende Studie nähert sich diesem vorerst nur umrissenen Spannungsfeld zwischen Sozialtheorie und Exklusionsthematik in drei theoretischen Fallstudien. In ihnen werden drei theoretische Ansätze untersucht, die in der

deutschsprachigen Debatte als Grundlagen einer soziologischen Theorie der Exklusion behandelt werden. Es sind dies die soziologische Systemtheorie, die Diskurstheorie und die Theorie des sozialen Raums. Im Mittelpunkt dieser Auswahl stehen die Arbeiten derjenigen drei Autoren, die richtungweisend für die jeweiligen theoretischen Entwürfe sind: Niklas Luhmann, Michel Foucault und Pierre Bourdieu. Alle drei Autoren werden in den aktuellen Diskussionen als Begründer oder Vorreiter einer soziologischen Theorie der Exklusion gelesen. Sie formen gleichsam ein diskursives Dreieck, das den Ausgangspunkt der Exklusionsdebatten bildet und zentrale Konzepte und Vorstellungen über den Gegenstand der Exklusion vorgibt. Zugleich sind, in unterschiedlichem Maße, gerade ihre Ansätze Ziel der referierten Kritik an der mangelnden Systematisierung des Exklusionsbegriffs. Es geht also um die Frage, wie diese drei Theorien das Problem der Exklusion aufgreifen und welche spezifischen theoretischen Spannungslinien dabei sichtbar werden.

Im ersten Kapitel soll zunächst die Entscheidung begründet werden, das Problem der Exklusion als sozialtheoretische Grenzproblematik auf der *theorieinternen* Ebene zu behandeln. Eine solche Perspektive erscheint zunächst radikal kontraintuitiv und steht somit unter besonderem Legitimationsdruck. Denn bei aller Differenz und Kritik an der theoretischen Ausarbeitung des Exklusionsbegriffs scheint doch die Tatsache, dass es Exklusion gibt, unbestritten. Dass die (vermeintliche) Evidenz des sozialen Ausschlusses auf komplexen und voraussetzungsvollen Konstruktionen des Alltagswissens beruht, wird dabei zumeist ausgeblendet. Für die soziologische Theorie wird diese Konstruktionsblindheit vor allem dort zur Bürde, wo sie wie im Fall der Exklusionsthematik häufig verdinglichende Begriffe der Gesellschaft transportiert. Denn gerade die Abkehr von objektivierenden Gesellschaftsbegriffen und das Bewusstsein der Kontingenz dieser Konzepte zeichnen aktuelle soziologische Theorien aus. Die Gesellschaft ist keine Tür, vor der man steht, sondern ein abstrakter Adressat, den es durch seine Bezeichnung zugleich zu erzeugen gilt und dessen Grenzen mit dem Urheber und der Art dieser Bezeichnung variieren. Dabei begründen die Vorstellungen über das Soziale an sich die Reichweite der theoretischen Perspektive und fungieren zugleich als umfassende Konstruktionen des eigenen Gegenstandsbereichs.

Die Frage, *wie* diese Konstruktion durch den Einsatz sprachlicher Mittel gelingt, bildet daher den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen. Das Verhältnis dieser Konstruktion zur jeweiligen Ausformulierung der Exklusionsthematik steht dabei im Fokus der anschließenden Analyse der Rhetorik der Exklusion. Denn die Metaphern des Sozialen, die jede Sozialtheorie begründen, prägen zugleich den Einsatz der Metaphern, bildlichen Darstellungen und Beispiele sozialer Exklusion. Dieses konstitutive Verhältnis verläuft jedoch nicht

reibungslos – das zeigt die vorgebrachte Kritik an der theoretischen Schärfe des Begriffs –, sondern entlang der Grenzen des theoretisch Denk- und Sagbaren. Dieser Grenzkonflikt schlägt sich nieder in dem Abbruch der wissenschaftlichen Sprachroutinen, sobald die Thematik der Exklusion in den Blick gerät. Im zweiten Kapitel soll daher in die Methode der rhetorischen Analyse sozialwissenschaftlicher Texte eingeführt werden, der diese Studie folgt. Sie ermöglicht es zu analysieren, wie es in den Texten gelingt, die Evidenz des Phänomens überzeugend darzustellen. Zugleich bietet ein solcher Ansatz das Instrumentarium, genauer zu fokussieren, in welchen Momenten die Überführung der Anschaulichkeit in systematisches Wissen scheitert und so eine andere Form des Wissens in die Theorie einführt. Angeleitet durch die dann explizierten Vorüberlegungen werden in den folgenden Kapiteln die jeweils unterschiedlichen Rhetoriken der Exklusion in der Systemtheorie (Kapitel III), der Diskurstheorie (Kapitel IV) und schließlich der Theorie des sozialen Raums (Kapitel V) in ihrem Verhältnis zur jeweiligen Sozialtheorie analysiert. Die Ergebnisse dieser zunächst isolierten Analysen werden dann abschließend (Kapitel VI) diskutiert und auf Gemeinsamkeiten sowie Differenzen im theoretischen Umgang mit der Herausforderung der Exklusion in den Blick genommen.

Enttäuscht, das sei vorweg gesagt, werden also im Folgenden diejenigen Leser, die sich eine systematisch auswertende und schließlich synthetisierende Fundierung eines einheitlichen soziologischen Exklusionsbegriffs erhoffen. Ein solches Unterfangen, so wird im Verlauf der Lektüre deutlich werden, würde an den zu unterschiedlichen sozialtheoretischen Grundlagen und Vorstellungen der jeweiligen theoretischen Perspektive scheitern oder sie ausblenden müssen, um diese dann wiederum doch nur durch eine weitere Totalitätsfiktion mit eigenen Grenzproblemen zu ersetzen. Auch, und ich bin mir bewusst, dass diese Entscheidung besonders für Soziologen eine schmerzhaft ist, geht es in dieser Studie nicht um die empirische Überprüfbarkeit oder Angemessenheit des Exklusionsbegriffs. Das Verhältnis zwischen theoretischer Annäherung und Wirklichkeit wird im Folgenden als interne Konstruktion theoretischer Beobachtung gefasst, die sich im Fall der Exklusionsthematik als besonders fragil und störanfällig zeigt. Dass dieser prekäre theoretische Ort sozialer Exklusion sich vor allem über den beständigen Verweis auf die Evidenz des Problems konstituiert, soll und wird hier als theoriestrategische Figur verstanden, in der theorieintern die Grenze zwischen theoretischer Sagbarkeit und Wirklichkeit ablesbar wird. Diesen Grenzverläufen und ihren Folgen für die theoretische Aussagekraft gilt es nachzuspüren.

Die Debatte um den Exklusionsbegriff

Kaum eine Vokabel des soziologischen Diskurses hat in den letzten fünfzehn Jahren ähnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen wie die der sozialen Exklusion. Die Zahl der Bücher und Artikel, die sie im Titel führen, ist im letzten Jahrzehnt im deutschsprachigen Raum immens angestiegen (vgl. anstelle vieler Bude 2006, 2007; Bohn 2006; Stichweh 2005), so dass die Vermutung naheliegt, man wohne der Geburt eines neuen Grundbegriffs, wenn nicht gar eines neuen Paradigmas der Soziologie bei. Die Rede von sozialer Exklusion scheint der Erfahrung einer zunehmenden Spaltung und Teilung der Gesellschaft Ausdruck zu verleihen, die mit den herkömmlichen Kategorien der Integrations- oder Ungleichheitsforschung nicht mehr gefasst werden kann. Unter der Überschrift der Exklusion werden soziale Gruppen oder einzelne Personen identifizierbar, die als »Ausgeschlossene, Entbehrliche, Überflüssige« nicht mehr durch ihre relativ marginalisierte oder unterprivilegierte Stellung innerhalb einer wie auch immer strukturierten sozialen Ordnung bestimmt werden, sondern durch ihren Ausschluss aus ebendieser Ordnung. Sie befinden sich jenseits jeder sozialen Hierarchie und treten als eine Population von »Unsichtbaren« oder »Überflüssigen« in den Wahrnehmungsbereich der Soziologie ein, nachdem sie aus dem Relevanzbereich der Gesellschaft ausgeschlossen wurden. Exklusion bezeichnet – so lässt sich der »Minimalkonsens« der unterschiedlichen Definitionsansätze zusammenfassen – einen integrierten und umfassenden Ausschluss einzelner Personen oder Personengruppen aus verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten. Entscheidend ist, dass Exklusion dabei immer als mehrdimensionaler Prozess konzipiert wird und nicht durch einzelne Mechanismen definiert werden kann. Nicht allein Arbeitslosigkeit, nicht allein ökonomische Armut führt zu Exklusion, sondern die wechselseitige Verkettung und Verstärkung verschiedener Faktoren, zu denen ebenso Aspekte familiärer und schulischer Einbindung sowie politische und rechtliche Einflüsse zählen (Kronauer 2002: 9f.). Im Fahrwasser einer »Wieder-Entdeckung« der sozialen Frage (Volkmann 2002) innerhalb westlicher Sozial- und Wohlfahrtsstaaten entwickelt die neue Kategorie der Exklusion dabei eine erstaunliche Gravitationskraft: Langzeitarbeitslose, Migranten, Niedriglohnarbeiter, Alleinerziehende oder Drogensüchtige sind von sozialer Exklusion bedroht oder betroffen. Nicht mehr die hergebrachte, in der soziologischen ebenso wie in der politischen oder massenmedialen Gesellschaftsbeschreibung etablierte vertikale Differenz von oben und unten erfasst die Vielzahl der neuen sozialen Phänomene, sondern die radikalere, horizontale Grenzziehung zwischen Innen und Außen.

Es ist dieses Dramatisierungspotential, das sowohl die Grundlage für den außerordentlichen Erfolg der Exklusionsvokabel als auch für deren »Fallstricke« (Castel 2000) bildet. Denn die beeindruckende diskursive Karriere wird zugleich begleitet von starker Kritik am tatsächlichen Erklärungs- und Analysepotential des Exklusionskonzepts. Hierbei lassen sich zwei inhaltliche Hauptstränge unterscheiden, die im nächsten Kapitel genauer nachgezeichnet werden: zum einen wird gefragt, inwiefern es sich im Fall sozialer Exklusion um eine eigenständige sozialwissenschaftliche Kategorie handelt oder ob hier unbesehen eine Vokabel aus dem medialen oder sozialpolitischen Sprachgebrauch in den Wortschatz soziologischer Analysen kopiert wird. Dieser Verdacht hat mehrfach zu dem Vorwurf geführt, dass mit sozialer Exklusion lediglich eine bestimmte Ausprägung gesellschaftlicher, massenmedial vermittelter Selbstwahrnehmung mit soziologischen Mitteln rekonstruiert würde, ohne dass analytische Gewinne gegenüber etablierten Ansätzen der Ungleichheitsforschung vorzuweisen wären. Hieran anschließend wird zum anderen die sozialtheoretische Fundierung eines Exklusionsbegriffs eingefordert, die in Augen der Kritiker bisher ausgeblieben ist (Steinert 2000). Beide Aspekte sollen im Folgenden näher erläutert werden.

Personalisierung statt Theorie?

Zunächst fällt mit Blick auf die diskursive Vorgeschichte des Begriffs der Exklusion auf, dass er zuerst nicht im sozialwissenschaftlichen Vokabular verwendet wird, sondern im öffentlich-massenmedialen sowie sozialpolitischen Sprachgebrauch zu finden ist. Als »Erstbelege« werden in der einführenden Literatur durchgängig außerwissenschaftliche Quellen genannt; Rudolf Stichweh (2005: 47) verweist auf einen 1974 in Frankreich erschienenen Band unter dem Titel *Les exclus. Un Français sur dix*, verfasst von René Lenoir, einem »Secrétaire d'État à l'Action Sociale«. Heinz Bude (2004: 7) verfolgt die (französischen) Wurzeln des Begriffs als »Apellwort im republikanischen Diskurs« zurück bis in die Tage der Französischen Revolution und Heinz Steinert (2006: 561) nennt als entscheidende diskursive Ereignisse zur Durchsetzung des Exklusionsbegriffs die Aufnahme eines Forschungsfeldes »Soziale Exklusion« in das fünfte EU-Rahmenprogramm der Europäischen Forschung (1994-98) sowie die Einrichtung einer »Social Exclusion Unit« durch die Regierung Tony Blair in Großbritannien 1997 (dazu detailliert: Fairclough 2000: 51-65). Aus diesem normativ hoch aufgeladenen Kontext einer politisch-öffentlichen Debatte um Fragen der sozialen Partizipation und Integration wird der Begriff dann schließlich in den sozialwissenschaftlichen Diskurs übernommen und setzt sich in den 1990er Jahren zunächst in der französischen Soziologie (Castel 2000a; Paugam 1996),

dann auch verstärkt im deutschsprachigen Raum durch (vgl. die Beiträge in Miller/Soeffner 1996; Berger/Vester 1998). Das ist umso überraschender, als dass der vermeintlich logische Gegenbegriff der Inklusion weitaus früher und stets im abgesicherten sozialwissenschaftlichen Rahmen Verwendung fand und dabei kaum über diesen hinaus wirkte. Dieser Hintergrund einer massenmedialen, öffentlichen und politischen Begriffsprägung begründet in den Augen der Kritiker, dass auch die soziologischen Studien zum Thema der Exklusion durch eine auf Aufmerksamkeitsgewinne ausgerichtete Überbietungsrhetorik bestimmt sind. Diese zeichne sich ebenso durch möglichst spektakuläre Personifizierungen als auch durch die Reproduktion gesamtgesellschaftlich wirksamer Stereotype und Klischees aus. Exemplarisch finden sich diese Argumente in einem Zitat von Armin Nassehi, der sich auf Texte von Niklas Luhmann und Rudolf Stichweh bezieht:

Dass Soziologen derzeit gerne (und viel zu viel) über ›no-go-areas‹, ›gated communities‹, Slums, Favelas und ›schwarze Löcher‹ (Stichweh) reden, ist ebenso honorig wie es von umbruchssensiblen Antennen zeugt, man geht dabei aber wohl eher der Faszination des Exotischen auf den Leim. Bisweilen scheint der gemeine Favela-Bewohner als ›guter Wilder‹ erhalten zu müssen – und die Unterprivilegierung weniger spektakulärer ›Exklusions‹-Fälle kommt dann ebenso langweilig wie soziologisch unbegriffen daher. So gesehen, bleibt ›Exklusion‹ dann tatsächlich eine sozialpolitische Kategorie, deren soziologische Tiefenschärfe zu wünschen übrig lässt. (Nassehi 2004: 327)

Diese Tendenz zur Personalisierung ist vermutlich die charakteristischste Eigenschaft der Debatte um soziale Exklusion. Innerhalb der Texte zur sozialen Exklusion spielen fiktive Beispiele und Einzelfallbeschreibungen als Repräsentanten für Exklusionsphänomene eine zentrale Rolle. Luhmann schreibt von einer »[...] aufs Körperliche reduzierte[n] Existenz, die den nächsten Tag zu erreichen sucht.« (Luhmann 1996a: 228) oder von Schafe wildernden Flüchtlingen als (rare) Beispiele für Totalexklusionen (Luhmann 1995: 243/Fn19). Und Bude formuliert:

Der Nachbar, der vom vielen Weißbrot, der fettigen Wurst und den gezuckerten Getränken außer Fassung gerät, weil er die meiste Zeit des Tages vor dem Fernsehgerät verbringt, ist die Figur des ›Überflüssigen‹, an welcher der deutschen Gesellschaft das Andere ihrer selbst vor Augen tritt. (Bude 2004: 15)

Auffällig ist dabei in vielen Texten, dass als eigentliches Kriterium für Exklusion ein auf den Körper des Exkludierten fixiertes Beobachtungsverhältnis angegeben wird. Ähnlich wie Luhmann formuliert auch Bude, dass für den Ausgegrenzten ein »bestimmter phänomenologischer Befund entscheidend [sei], der etwas mit einem Körperausdruck von Müdigkeit, Abgestumpftheit und Apathie« zu tun habe (Bude 1998: 377). Damit wird das Problem der Exklusion vor allem in Form von »Quasi-Phänomenologien« (Hark 2005: 137) und die in diesem Zuge eingeführten metaphorischen Subjektpositionen der »Überflüssigen« (Bude/Willisch 2007), der »Unsichtbaren« (Luhmann 1997: 631) oder der »Entkoppelten« (Castel 2000a: 12) erschlossen. Das ist insofern erstaunlich, als dass mit der Einführung

der Exklusionsvokabel eigentlich der Anspruch formuliert wurde, eine weitreichende und umfassende sozialstrukturelle Umbruchsituation angemessener erfassen zu können als mit den etablierten Kategorien der Ungleichheitsforschung. Exklusion als strukturelles Merkmal oder strukturell bedingter Prozess tritt jedoch innerhalb der Argumentationen immer wieder hinter den Verweis auf die Exkludierten selbst zurück – nicht die Frage, was in die soziale Lage der Exklusion führt und sie definiert, sondern *wer* exkludiert ist, scheint hier in den Fokus zu rücken. So beschreibt beispielsweise Robert Castel eine immer

[...] hartnäckigere Präsenz von Individuen, die gleichsam in einem Zustand der Haltlosigkeit innerhalb der Sozialstruktur treiben und deren Zwischenräume bevölkern, ohne dass sie aber einen fest angestammten Platz finden können. Schemen mit verschwommenen Umrissen in den Randzonen der Arbeit und im Grenzbereich der gesellschaftlich geregelten Formen des Austauschs: Langzeitarbeitslose, Bewohner der heruntergekommenen Vorstädte, Opfer des industriellen Strukturwandels, arbeitssuchende Jugendliche. (Castel 2000a: 12f.)

Selbst in den Arbeiten Castels, der beständig auf den sozialstrukturell bedingten Prozesscharakter von Exklusionsverläufen und deren konstitutive Verknüpfung mit dem Zentrum der Gesellschaft hingewiesen hat, gerinnt die abstrakte Kategorie der Exklusion immer wieder zu einer Sammelvokabel für heterogene soziale Gruppen. Diese scheinbar unausweichliche Dynamik hat Kritiker von einer reinen »Diagnostik der Überflüssigen« (Steinert 2000) sprechen lassen, durch welche »[...] die Überflüssigkeit zu einer Art ›master status‹ wird, zum dominierenden Merkmal einer Person.« (Hark 2005: 137) Der stigmatisierende Charakter einer solchen Personifizierung tritt besonders deutlich in jenen Schilderungen von Exkludierten zutage, die unverhohlen sowohl der von Nassehi angemerkt »Faszination des Exotischen« folgen als auch das durch diese Konfrontation mit dem schlichtweg ›Anderen‹ verbundene Bedrohungspotential offenlegen.

Man fährt 50 Meilen nördlich von London oder nimmt die Metro in die Vorstädte von Paris [...] oder nimmt nach 20 Uhr einen Bus in ein bestimmtes Neubaugebiet des sozialen Wohnungsbaus am Rande Bergamos, Utrechts oder Reutlingens, dann gerät man jedes Mal in eine soziale Zone mit hoher Arbeitslosigkeit oder massiver Unterbeschäftigung, maroden Schulen und demolierten Bahnhöfen und Bushaltestellen. [...] Die Leute, die man in den Billigmärkten für Lebensmittel trifft, wirken abgekämpft vom täglichen Überlebenskampf, ohne Kraft, sich umeinander zu kümmern oder aufeinander zu achten, und lassen gleichwohl keine Anzeichen von Beschwerdeführung oder Aufbegehren erkennen. Die Jugendlichen hängen herum und träumen vom schnellen Geld in der Drogenökonomie, die Männer mittleren Alters haben sich in die Häuser zurückgezogen, und die Frauen mit den kleinen Kindern sehen mit Mitte zwanzig schon so aus, als hätten sie vom Leben nichts mehr zu erwarten. Unwillkürlich stellt sich der Gedanke ein, dass ein Funke hier einen Flächenbrand wilder Gewalttätigkeit und wahlloser Zerstörungswut entfachen könnte. (Bude/Willisch 2006: 8)

In diesen Impressionen wird deutlich, dass Exklusion – trotz aller anschließenden Abstrahierungs- und Systematisierungsbemühungen – zuerst und immer wieder

als ein sich durch unterschiedlichste Generations- und Lebenslagen ziehendes Spektakel inszeniert wird. Die räumliche Abgrenzung dieser ›Zonen‹, die der soziologische Beobachter dem ethnologischen Feldforscher gleich nur unter Einsatz seiner Person überschreiten kann, bildet zugleich den Rahmen für die Inszenierung der Exkludierten als Gegenentwurf zur »normalen« Gesellschaft. Der räumlichen Distanz von Zentrum und Peripherie entspricht in dieser Dramaturgie die Entfernung des sozialen Lebens in der Peripherie von den normativen Maßstäben des Zentrums. Das Faszinierende und Gefährliche dieser Exklusion liegt offensichtlich in der durch die Exkludierten betriebenen Aufhebung bürgerlicher Umgangsformen und Wertmuster. Damit offenbaren solche Schilderungen mehr über den Blick- und Standpunkt des Soziologen, als dass sie neue Erkenntnisse über gesellschaftliche Wandlungsprozesse befördern. Nicht zufällig bemerkt Sabine Hark (2005: 135), dass derlei Schilderungen eher an die literarischen und feuilletonistischen Beschreibungen der Überflüssigen, der pauper oder des Lumpenproletariats erinnern, die den Naturalismus und die Romantik des 19. Jahrhunderts kennzeichnen. Fast scheint man es mit einer Wiederkehr jener diskursiven Konstellation zu tun zu haben, die die Inszenierung neuer Formen urbaner Armut und Verelendung als Spektakel heterogener Lebensformen hervorbrachte. Und es ist diese Inszenierung, wie Peter Stallybrass in seinem Text *Marx and Heterogeneity: Rethinking the Lumpenproletariat* (1990) darlegt, vor deren Hintergrund sich das bürgerliche Subjekt der Zeit konstituiert und durch die es zugleich bedroht ist – analog zur Figur des Exklusion beobachtenden Soziologen.

The homogeneity of the bourgeois subject is here constituted through the spectacle of heterogeneity. Yet the relation of subject to spectacle remains problematic. To emphasize the subject's ›integrity‹, nineteenth-century writers emphasized the socioeconomic fissures of the city [...]. And that was to acknowledge a social and political threat, the possibility that what were sometimes called ›the dangerous classes‹ might abolish the distance between subject and spectacle through revolutionary action. (Stallybrass 1990: 73)

Sowohl die Faszination als auch die Gefährdung der sozialen Ordnung durch eine Population der Exkludierten werden in der sozialtheoretischen Literatur zur Exklusionsthematik immer wieder geschildert, indem das Personal der Exklusionsbereiche benannt und aufgelistet wird. Davon zeugt sowohl Budes impressionistische und bedrohliche Schilderung als auch Castels Formulierung der »Schemen mit verschwommenen Umrissen in den Randzonen«, deren individuelle Lebensformen sich der Einpassung in die soziale Ordnung widersetzen. Auch wenn die exemplarisch genannten Ansätze sich stark um eine Systematisierung des Exklusionsbegriffs bemühen und sich der inhärenten Aporien des Begriffs bewusst sind, wird durch diese beständig auftauchenden Personifizierungen des abstrakten sozialen Tatbestands der Exklusion immer wieder, gleichsam unter der Hand, eine »doppelte Mystifizierung« (Kronauer

2002: 19) betrieben: einerseits erscheint die Gesellschaft als geschlossener und homogener sozialer Normalbereich, andererseits werden die »Exkludierten«, die »Überflüssigen« und »Entkoppelten« zu hybriden Wesen, die nicht einfach am unteren Ende einer wie auch immer gelagerten sozialen Ordnung stehen, sondern diese durch ihre schiere Existenz zu negieren drohen. Damit wird Exklusion zum schlichtweg sozial Unbekannten und Unzugänglichen, gleichsam faszinierend als auch erschreckend, das die Kontingenz der nur scheinbar fest gefügten sozialen (Ein-)Ordnungsmuster vor Augen führt. Und genau diese Mechanismen sind es, die zur Kritik an der Kategorie der Exklusion geführt haben, durch sie würden lediglich massenmediale Stereotype und Aufmerksamkeitsgeneratoren wie möglichst spektakuläre Einzelfälle in den soziologischen Diskurs kopiert. Ein so verfasster Exklusionsbegriff

[...] trägt nichts zum wissenschaftlichen Verständnis des Problems von Zugehörigkeit und Ausschluss in der Gegenwartsgesellschaft bei, einiges aber zur Existenz des Problems selbst. Denn er wiederholt lediglich das populäre (und in den Medien popularisierte) Stereotyp vom »unwürdigen Armen« und versieht es mit einer »wissenschaftlichen« Weihe. (Kronauer 2002: 19)

Die Widersprüche des Exklusionsbegriffs

Über diesen Befund führt der zweite, weiter reichende Vorwurf an die soziologische Debatte, diese bliebe eine theoretisch überzeugende Ausarbeitung des Exklusionsbegriffs schuldig. So sieht beispielsweise Armin Nassehi (2006: 69) zwar »[...] viele Phänomene, aber leider zu wenig Phänomenologen [...]« am Werk, wenn es um eine soziologisch fundierte Abgrenzung des Exklusionsbegriffs von seiner öffentlichen und sozialpolitischen Verwendung als Skandalisierungsvokabel geht. Und Sabine Hark kritisiert, dass die geschilderte Personalisierung sozialer Exklusion »[...] sich eher von der Semantik des Überflüssigen und dem literarischen Vorbild des überflüssigen Menschen [...] leiten lässt, als sich strikt an der soziologischen Beschreibung und Analyse der Prozesse des Überflüssigmachens zu orientieren.« (2005: 135) Der Hinweis auf die mangelnde theoretische Konzeptionierung sozialer Exklusion ist nicht nur ein Allgemeinplatz in der monographischen Literatur und Fachartikeln zum Thema, sondern inzwischen auch zu einem konstitutiven Bestandteil der lexikalischen Begriffsdefinition geworden. So heißt es in der *Routledge Encyclopedia of Social Theory* unter dem Eintrag »social inclusion and social exclusion«: »At present, a theory of »exclusion« and the development of the concept's potential for social theory and research is very much a work in progress.« (Steinert 2006: 562) Und auch in der *Blackwell Encyclopedia of Sociology* wird auf das Problem der mangelnden theoretischen Ausarbeitung verwiesen: »Other critics point out the lack of a

theory that identifies the causes and consequences of exclusion.« (Silver 2007: 4413)

Begründet wird diese merkwürdige Widerständigkeit der Exklusionsthematik gegenüber einer übergreifenden theoretischen Ausarbeitung dabei zumeist mit der Herkunft des Begriffs aus der öffentlichen und sozial-politischen Sphäre. »Exklusionsbegriffe sind auch und vor allem politische Begriffe: aus der politischen Debatte erwachsen und auf aktuelle Politik oder alternative Politikentwürfe bezogen.« (Leisering 2004: 238) Und Rudolf Stichweh erklärt die steile Begriffskarriere in der Sozialwissenschaft gerade damit, dass »[...] sich die Sozialwissenschaft durch eine theoretische Selbstbeschreibung der Gesellschaft überfahren fühlte, an der sie nur begrenzt mitgewirkt hatte.« (Stichweh 2005: 48)

Die aufgezeigten Probleme, auf die eine soziologische Theorie der Exklusion aufläuft, bedeuten nicht, dass es an theoretischen Ausformulierungen und Konzeptualisierungen fehlt. Im Gegenteil entspringen die erläuterten Schwierigkeiten einer intensiven und weitreichenden Debatte, innerhalb derer verschiedene Entwürfe in Konkurrenz zueinander gesetzt oder kombiniert werden und sich inzwischen ein breites Spektrum an Angeboten der theoretischen Schärfung findet. Ein Überblick oder eine Systematisierung dieses Feldes kann und soll an dieser Stelle nicht versucht werden und liegt andernorts detailliert und umfassend vor (vgl. anstelle vieler die jüngsten Beiträge in Bude/Willisch 2006; 2008 oder Schwinn 2004). Die referierte Kritik gründet also nicht in der mangelnden Breite oder Quantität der soziologischen Ansätze, sondern zielt auf die generelle Überzeugungskraft der analytischen Kategorie der Exklusion. Gerade die Vielfalt der verschiedenen Ausformulierungen aber offenbart, dass der je spezifischen Kritik (so richtig und im Detail nachvollziehbar diese sein mag) ein generelles Unbehagen gegenüber dem Begriff der Exklusion vorgelagert scheint. Dieses Unbehagen speist sich sicher zum einen aus der aufgezeigten Nähe zu politischen Diskursen und deren Hang zur Personifizierung und Popularisierung, zum anderen jedoch entsteht es durch Implikationen, die der Begriffslogik eingepreßt sind und die eine soziologisch angemessene Fassung beständig zu unterlaufen drohen.

Der Begriff der Exklusion wird zumeist als Situation weitreichender und mehrdimensionaler Abwesenheit von Partizipationsmöglichkeiten für die Betroffenen definiert. Damit ist Exklusion zuallererst durch die Abwesenheit von *etwas* definiert, das wiederum selbst nicht näher bestimmt wird. Exklusion wird damit als negative Kategorie entwickelt, deren positiver Gegenpart zumeist implizit bleibt.

Von Ausschluß zu sprechen heißt eine völlig negative Benennung anwenden, die einen Mangel bezeichnet, ohne zu sagen, worin er besteht oder woher er kommt. Die Soziologie der Exklusion verfährt wie die alte negative Theologie, die sich darin erschöpft hat zuzagen, was Gott nicht ist [...]. (Castel 2000:12)

Zum einen gerät dadurch, das wurde in der Kritik immer wieder angemerkt, der Prozesscharakter von sozialen Exklusionsverläufen aus dem Aufmerksamkeitsbereich der Analyse – ein Effekt, der durch die detaillierten und anschaulichen Schilderungen von Exklusionssituationen und -zonen verstärkt wird. Denn weder aus der Identifizierung von Personen als exkludiert oder überflüssig noch aus der Beschreibung der Situation selbst lassen sich Rückschlüsse auf die sozialen Mechanismen ableiten, die in diese Situationen geführt haben. Man könnte auch formulieren, dass es sich bei den angebotenen Darstellungen von Exklusion um situative Bilder, gleichsam Momentaufnahmen, handelt, die sich der Einordnung in ein zugehöriges Narrativ verweigern: die Exkludierten sind zuallererst *da*, definiert durch ihre schiere Präsenz.

Zum anderen suggeriert eine solche *ex negativo* Definition eine klare soziale Grenze, ohne deren andere Seite explizit zu benennen. So liegt es nahe, dieses Gegenstück der Exklusion unter dem Begriff der Inklusion zu fassen. Während die Seite der Exklusion durch die Abwesenheit von gesellschaftlichen Teilnahmemöglichkeiten charakterisiert ist, fände sich demgegenüber in den Inklusionszonen das (im doppelten Sinne) positive Gegenbild einer unproblematischen Sozialität, die durch universale Partizipationsmöglichkeiten aller Gesellschaftsmitglieder in allen Teilbereichen gekennzeichnet wäre und somit dem Ideal der Parsonsen Vollinklusion entspräche (Parsons 1971: 20ff.). Auf diese Art wird die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion gleichgesetzt mit zwei gegeneinander scharf abgegrenzten sozialen Sphären, wobei die Sphäre der Inklusion die Kriterien ›guter‹ Vergesellschaftung diktiert und deren negative Widerspiegelung durch die Sphäre der Exklusion vollzogen wird.

Die Exkludierten haben [...] den zivilen Status des informations-, handlungs-, und bewegungsfähigen Subjekts verloren, das mit den komplexen Gegebenheiten entwickelter Industrie- und Konsumgesellschaften deshalb umgehen kann, weil nichts seine Existenz direkt und ausschließlich berührt. Wer allerdings stumm geworden ist und sich nur noch körperlich verhält, macht sich als ›Mensch‹, sichtbar, aber als Gesellschaftsmitglied inkompetent und entbehrlich. (Bude 1998: 369)

Damit läuft die Anwendung der Exklusionsbegrifflichkeit immer wieder Gefahr, unter der Hand implizite Vorstellungen über die richtige oder gute Gesellschaft zu transportieren, die stark am ›Containermodell‹ einer normativ integrierten und nationalstaatlich organisierten Gesellschaft ausgerichtet sind. Und das auch und gerade in solchen theoretischen Ansätzen, die genau diese Vorstellung und das damit verbundene Gesellschaftskonzept zu überwinden suchen. »Die Unterscheidung *Inklusion/Exklusion* ist so einfach gebaut, dass sie die Unterscheidung *Problem/Lösung* abzubilden scheint.« (Nassehi 2004: 325)

Eine soziologische Theorie der Exklusion?

Der Kurzschluss von einem die soziale Ordnung unterlaufenden oder gar bedrohenden Exklusionsbereich auf einen nach traditionellen soziologischen Vorstellungen integrierten Inklusionsbereich hat starke Kritik auf sich gezogen. Auch die Verwendung des Exklusionsbegriffs zur Beschreibung von Situationen und Ist-Zuständen anstelle sozialer Prozesse wird skeptisch gesehen. Eingefordert wird zumeist, den Begriff der Exklusion nur als Extrem innerhalb eines Kontinuums sozialer Positionen zu denken, das von einer integrierten Mitte in Richtung der Peripherie verläuft.

Es geht darum, das Kontinuum von Positionen zu rekonstruieren, durch das die ›drinnen‹ und die ›draußen‹ verbunden sind, und die Logik zu erfassen, nach der die ›drinnen‹ die ›draußen‹ produzieren. (Castel 2000: 14)

Für die sozialtheoretische Ausformulierung eines Exklusionskonzepts bedeutet ein solcher Anspruch, dass sie auf Ebene einer übergreifenden Sozialtheorie argumentiert, auf der die Verknüpfung von sozialer Inklusion und Exklusion aufgezeigt werden kann. Eine Theorie der Exklusion müsste also zugleich eine Theorie der Inklusion beinhalten, und deren konstitutive Verschränkung herausarbeiten. Die Frage der Grenze wandelt sich dann zur Frage, welche Formen sozialer Partizipation als Exklusion und somit als gesamtgesellschaftliches Problem bestimmt werden und wie auf diese Weise zugleich Kriterien für ›normale‹ Partizipationsformen, also Inklusion, implizit definiert werden. So gefasst wird jede Exklusion zu einem Akt, der zugleich in die soziale Ordnung einbezieht sowie diese in ihrer spezifischen Form hervorbringt. Daher wird von kritischen Stimmen in der aktuellen Debatte ein differenztheoretisches Exklusionskonzept eingefordert, dass eine Konzeptualisierung von Exklusion in Bezug auf den Gegenbegriff der Inklusion ermöglicht, der beide Seiten der Unterscheidung umfasst.

Aber warum liegt ein solches Konzept auch nach fast fünfzehn Jahren intensiver Debatte noch nicht in konsensfähiger Form vor? Die aufgezeigte Tendenz der Exklusionstexte, anschauliche, metaphorische und detaillierte Schilderungen von Exklusionsphänomenen an die Stelle einer expliziten Begriffsarbeit zu setzen, ist kein Alleinstellungsmerkmal der eher zeitdiagnostischen Arbeiten zur sozialen Exklusion. Auch die theoretisch motivierten Entwürfe einer Soziologie der Exklusion weisen – wie ausführlich zu zeigen sein wird – ähnliche Muster bei der Annäherung an das Thema der Exklusion auf. Den Ursachen für diese ›Resistenz der Phänomene‹ spürt die vorliegende Arbeit nach. Ihre Beantwortung nimmt den Ausgang in der hier explizierten Einsicht, dass es vor allem die Vorstellungen über die Form der Inklusionsordnung sind, durch die das Problem der Exklusion in seinen unterschiedlichen theoretischen Entwürfen sichtbar wird. Damit ist jedoch das Fundament jeder soziologischen Theorie-

bildung angesprochen. Denn der Inklusionsbereich des Sozialen fällt zusammen mit der Reichweite der sozialtheoretischen Grundannahmen der je spezifischen Theorie. Das wird deutlich, wenn man der von Lindemann unter Bezug auf Simmel entwickelten systematischen Trennung von Sozialtheorie und Gesellschaftstheorie folgt (Lindemann 2009: 19ff.). Sozialtheorien entfalten die grundlegenden Vorstellungen über das Soziale an sich, also die basale Einheit der soziologischen Analyse.

Sozialtheorien enthalten Annahmen über die Beschaffenheit des Gegenstandes sowie methodologische Konzepte, also Annahmen darüber, wie der Gegenstand zu beobachten ist [...]. Durch solche Theorien wird konstitutiv festgelegt, was und wie etwas überhaupt als soziologisches empirisches Datum erscheinen kann. (Ebd.: 21)

Sie setzen zugleich ihre Vorstellung des Sozialen absolut, da nur so der Rahmen für eine kohärente und systematische Begriffs- und Theoriearbeit aufgespannt werden kann. So beobachten Systemtheorien Systeme, während Handlungstheorien nur Handlungen, Diskurstheorien nur Diskurse in den Blick bekommen. So banal diese Erkenntnis anmutet, so weitreichend sind ihre Konsequenzen. Denn die unterschiedlichen Theorien stellen keine unterschiedlichen Perspektiven auf *etwas* zur Verfügung, sondern erzeugen dieses *etwas*. Und das tun sie inkommensurabel und irreduzibel. Es gibt keinen geteilten gemeinsamen Nenner, der gleichsam das Wesen oder der Kern des Sozialen sein könnte. Vielmehr bildet jede Sozialtheorie einen je spezifischen Erkenntnishorizont, der auf empirisch nicht zu überprüfenden Grundannahmen beruht, deren Geltungsanspruch im Rahmen der Theorie universell ist. Alle der genannten Theorien (und noch einige mehr) verstehen sich als Theorien, die gleichsam das gesamte Spektrum des Sozialen abdecken und so universal gültig sind. Erst auf Grundlage einer solchen Sozialtheorie kann dann eine Gesellschaftstheorie als Aussagenensemble über »historische Großformationen« (ebd.: 24) wie »die moderne Gesellschaft« oder »die funktional differenzierte Gesellschaft« verfasst werden. Was aber – auf der Ebene der beobachteten Phänomene – überhaupt in den Gegenstandsbereich einer solchen Theorie der Gesellschaft aufgenommen wird und wie die Vorstellungen über die innere Ordnung dieses Gegenstandsbereichs lauten, wird auf der Ebene der sozialtheoretischen Grundlagen angelegt. Unter der sich hieraus ableitenden Annahme, dass die Gesellschaft kein der soziologischen Analyse vorgelagerter Gegenstand ist, den es dann nur noch angemessen zu beschreiben gilt, treten vielfache Abgrenzungserfordernisse für die soziologische Theorie hervor. Zum einen – darauf wird im nächsten Kapitel genauer eingegangen – müssen soziologische Theorien gegenüber anderen Formen der Gesellschaftsbeschreibung (etwa massenmedialen oder literarischen) unterscheidbar sein. Zum anderen werden auch die verschiedenen soziologischen Entwürfe und Konzepte des Sozialen als konkurrierende und kontingente Begriffsangebote lesbar, die

unterschiedliche Vorstellungen sozialer Ordnung unter Aussparung anderer möglicher Konzepte behaupten.

Die Theoriegeschichte stellt sich dann nicht mehr modernisierungstheoretisch als eine lineare Entwicklung zunehmender Problembearbeitungskompetenz [...] dar, sondern als ein ständiger agonaler Konflikt differenter [...] Vokabulare. (Reckwitz 2005: 69)

An diesem Punkt wird deutlich, warum die Rede von *einer* Theorie der Exklusion kaum zu rechtfertigen ist. Der weit über die Exklusionsdebatte hinausgehende theoretische Befund, dass sich soziologisch nicht von einem einheitlichen Begriff der Gesellschaft sprechen lasse, dass vielmehr der Zustand des Multi-Paradigmatischen die Disziplin kennzeichne (ebd.: 65), schlägt sich besonders im Fall der Exklusionsthematik nieder. Denn in dem Moment, wo Exklusion nicht als empirisch beobachtbare Zuschreibung (etwa durch politische Akteure), sondern systematisch innerhalb des eigenen theoretischen Entwurfs konzeptioniert werden soll, wird der prekäre theoretische Ort der sozialen Exklusion sichtbar. Sie besetzt die Schnittstelle zwischen Sozial- und Gesellschaftstheorie, indem sie die Grenzen des Sozialen als in der Gesellschaft wirksame Unterscheidungen reformuliert. Was in Bezug auf die Gesellschaft überhaupt als Exklusion definiert wird, ist durch die sozialtheoretischen Grundlagen festgelegt. Das Problem der Exklusion kann in der Theorie funktionaler Differenzierung bearbeitet werden, weil es zunächst als Exklusion aus Systemen beobachtet wird. Die Diskurstheorie entwickelt ihr Interesse an Exklusionsphänomenen vor allem entlang der Bedeutung von Ausschlüssen für die Formierung von Diskursen. Damit kondensiert die Exklusionsthematik an den Rändern der jeweiligen Vorstellungen über das Soziale selbst, schlägt jedoch auf die Beschreibungen der Gesellschaft durch. Das wird besonders dann deutlich, wenn die Exklusionsthematik wie im Fall der Diskurstheorie nicht im Rahmen eines geschlossenen gesellschaftstheoretischen Entwurfs behandelt, sondern in sozialtheoretischen und gesellschaftstheoretischen Versatzstücken entlang empirischer Analysen entwickelt wird. Die Vorstellungen des Sozialen sind somit den konkreten gesellschaftstheoretischen, aber auch empirischen Befunden vorgelagert. Sozialtheoretisch stellt sich dann das Problem, Aussagen über einen Phänomenbereich zu treffen, der zwar durch diese eigenen Vorstellungen des Sozialen erzeugt wird, sich aber gleichsam nur in deren ›jenseits‹ als das durch sie Ausgeschlossene verorten lässt. Damit entzieht sich die Exklusionsproblematik immer wieder einer kohärenten Systematisierung im Bereich des abgesicherten theoretischen Sprechens. Sie wird zu einem Einfallstor der Verunreinigung der spezifischen Vokabulare, indem sie deren begrenzten und kontingenten Charakter offenbart.

Dieser prekäre Ort der Exklusionsthematik gibt einen ersten Hinweis auf die Ursachen der aufgezeigten Widerständigkeit gegenüber systematischen Theoretisierungen. Und sie verdeutlicht, dass eine Annäherung an die Problematik einer

soziologischen Theorie der Exklusion an den grundlegenden Vorstellungen des Sozialen ansetzen muss, die das Bild der Exklusion formen. Die vorliegende Arbeit teilt also die Diagnose des Theoriedefizits der Exklusionsdebatte, sieht aber die Ursachen hierfür nicht in der diskursiven Vorgeschichte des Begriffs. Es wird vielmehr angenommen, dass eine stringente Theorie der Exklusion auf theorieinterne Widerstände auflaufen muss, da sie mit den Grenzen der sozialtheoretischen Grundlagen kollidiert. An diesem Spannungsverhältnis setzt die vorliegende Studie an. Um den Zusammenhang von Sozialtheorie und Exklusionsthematik nachzeichnen zu können, ist es daher zentral, zunächst die grundlegenden Vorstellungen des Sozialen zu explizieren, auf deren Folie die Exklusionsphänomene erscheinen. Damit geraten genau jene ›differenten Vokabulare‹ in den Fokus der Aufmerksamkeit, von denen aus jede Theorie eine eigene Vorstellung des Sozialen und seiner inneren Ordnung entwickelt. Diese Vokabulare sind nicht empirisch bedingt oder systematisch erschlossen. Sie leiten sich nicht aus der genauen Beobachtung vorgegebener Objekte ab und versehen diese dann einfach mit den passgenauesten Begriffen (auch wenn sie dies als Markierung ihres wissenschaftlichen Anspruchs zumeist behaupten). Sie beruhen auf kontingenten Setzungen, die zudem einen Bereich betreffen, der kaum durch konkrete Anschauung und sinnlich wahrnehmbare Evidenz erschlossen werden kann. Sozialtheorien erzeugen die Anschaulichkeit ihres Gegenstandes indem sie ihn durch bestimmte sprachliche Analogien, Metaphern und Bilder *imaginieren*. Es sind voraussetzungsreiche und vor allem folgenreiche Entscheidungen, das Soziale als räumliche Struktur, als Sprache oder als Formation von Systemen zu benennen. In allen Fällen jedoch gewährleisten diese metaphorischen Übertragungen, dass das Objekt der soziologischen Analyse in eine sinnliche greifbare Form gegossen wird, die zugleich die Reichweite des theoretisch Sagbaren bestimmt. Susanne Lüdemann verdeutlicht diese Prozesse in der Studie *Metaphern der Gesellschaft* (2004) am Beispiel des scheinbar ›handfesten‹ Objekts der Gesellschaft. Sie zeigt, dass es einen erheblichen Unterschied für eine Theorie der Gesellschaft und die daran anschließenden Ausgrenzungsprobleme macht, ob Gesellschaft metaphorisch bspw. (um zwei der traditionsreichsten Modelle zu nennen) als Organismus oder als Vertragsgemeinschaft konzipiert wird (Lüdemann 2004). Im ersten Fall ist der Zustand der Integration und Ordnung naturwüchsig entstanden und Abweichungen und andersartige Ordnungen können nur als Pathologien oder Anomien gedacht werden. Im zweiten Fall wird genau die Begründung dieser Ordnung durch den voraussetzungsreichen Akt des Vertragsschlusses zum zentralen Thema. Ohne auf die Implikationen angemessen eingehen zu können, wird schon in diesen knappen Beispielen deutlich, dass die zugrunde liegenden Vorstellungen von Gesellschaft nicht einfach zu unterschiedlichen Antworten auf

dieselben Fragen führen, sondern zu unterschiedlichen Fragen. Konstruiert werden nicht verschiedene Perspektiven auf *eine* Gesellschaft, sondern verschiedene *Gesellschaften*. Daher sind derart unterschiedliche Konzepte der Gesellschaft auch nicht integrierbar oder als Ergänzungen zu fassen, denn wer von Gesellschaft spricht, zielt immer schon auf eine dem Konzept eingelagerte Totalität. Wer die Gesellschaft adressiert, kann nicht zugleich mit adressieren, dass sein Adressat auch ganz anders angesprochen werden könnte. Vielmehr ist es so, »[...] daß jede Konstruktion gesellschaftlicher Totalität nur von dem her verständlich wird, was sie ausschließen will, ja muß, nämlich eine (jede) andere Konstruktion gesellschaftlicher Totalität.« (Ebd.: 13)

Diese Überlegungen lassen sich auf den Bereich des Sozialen übertragen. Auch hier transportieren zentrale Metaphern wie das System, der Diskurs oder der Raum weitreichende Implikationen für die Vorstellungen von sozialer Ordnung oder Strukturierung, die in den jeweiligen Theorien entwickelt werden. Sie spannen so einen theoretischen Denkraum auf, dessen Grenzen sie nicht überschreiten können, ohne das eigene Vokabular zu verlassen. Damit ermöglichen die zentralen Metaphern des Sozialen, dass eine Theorie überhaupt operieren kann. Sie begrenzen aber zugleich den Raum dieses Operierens durch die Beschränkungen, die sie festlegen. Die Kontingenz der eigenen theoretischen Setzung kann dabei sehr wohl reflektiert werden. Die Setzung selbst kann dann keine »ontologische Dignität« (Balke 2003: 142) mehr beanspruchen, notwendig bleibt sie dennoch. Gerade diese Reflexion der eigenen Voraussetzungen hat in der jüngeren soziologischen Theorie zu einer Kritik des Gesellschaftsbegriffs geführt, der als umfassender Ordnungsbegriff immer wieder eine Verdinglichung des Sozialen zu einem übergreifenden ›Gesellschaftsobjekt‹ befördert hat. Als Folge dieser kritischen Auseinandersetzung vermeiden viele soziologische Theorien die Ausbuchstabierung eines expliziten Gesellschaftsbegriffs, ohne deswegen auf die Thematisierung von Phänomenen zu verzichten, die man in anderen Kontexten als Formen von Gesellschaft oder Vergesellschaftung beschreiben würde. In der folgenden Arbeit sollen daher diejenigen Theorieangebote im Fokus stehen, die das Problem der Exklusion explizit innerhalb ausgearbeiteter theoretischer Konzepte aufgreifen. Daraus folgt zunächst, dass sie ihren Gegenstand nicht einfach – in Anlehnung an öffentliche und sozialpolitische Diskurse – als außersozialen oder außergesellschaftlichen Tatbestand deklarieren. Es bedeutet darüber hinaus – und das ist der wesentliche Punkt –, dass das Problem der Exklusion offensichtlich in seiner Abhängigkeit von kontingenten Begriffen des Sozialen beobachtet werden kann. *Was als* und vor allem *wie* soziale Exklusion theoretisiert wird, steht in direktem Zusammenhang mit den Metaphern des Sozialen, auf deren Grundlage die Ausarbeitung einer Theorie der Exklusion erfolgt.

Systemtheorie, Diskurstheorie, Theorie sozialer Felder: Zur Begründung der Theorieauswahl

Dieses Zusammenspiel zwischen Exklusionsthematik und Sozialtheorie soll im Folgenden anhand von drei exemplarischen theoretischen Fallstudien fokussiert werden. Untersucht werden hierfür die systemtheoretische, die diskurstheoretische und die in der Theorie sozialer Felder vorliegenden sozialtheoretischen Ausarbeitungen eines soziologischen Exklusionskonzepts. Im Mittelpunkt stehen dabei die im soziologischen Diskurs mit diesen Richtungen verbundenen Arbeiten von Niklas Luhmann, Michel Foucault und Pierre Bourdieu. Diese Auswahl ergibt sich aus der zentralen Stellung dieser drei Ansätze innerhalb der deutschsprachigen Debatte um soziale Exklusion. Sie leitet sich also nicht aus systematischen Kriterien ab, sondern nimmt ein bestehendes diskursives Feld zum Ausgangspunkt. Die drei sozialtheoretischen Paradigmen bilden in – je nach Kontext – verschiedener Gewichtung das theoretische Grundinventar der Exklusionsdebatte. Bohn (2006; 2008) sieht in allen drei Ansätzen spezifische Konturierungen des Exklusionsproblems, die sie mit den jeweiligen dominanten theorieinternen Differenzierungsvorstellungen begründet.

Fragt man danach, welche theoretischen Probleme in einer Analytik der Inklusion und Exklusion kontinuiert werden, so findet man ungleichheitstheoretische, devianztheoretische und differenzierungstheoretische Gesichtspunkte. Ungleichheitstheoretische Aspekte lassen sich [...] in der Sozialtheorie Bourdieus finden. Foucaults Arbeiten zur Grenzziehung zwischen Normalität und Anormalität argumentieren devianztheoretisch. Eine differenzierungstheoretische Grundlage findet sich in der [...] von Luhmann auf den Weg gebrachten systemtheoretischen Inklusions-/Exklusionsbegrifflichkeit. (Bohn 2006: 12ff.)

Auch Stichweh nennt diese drei Ansätze als theoretische Bezugsgrößen einer Soziologie der Inklusion und Exklusion (Stichweh 2005). Schroer (2004) vergleicht die Sozialtheorien Bourdieus und Luhmanns in Bezug auf ihre Bearbeitung des Exklusionsthemas, während Opitz (2007; 2008) Diskurstheorie und Systemtheorie als Quellen einer Theorie der Exklusion zueinander in Beziehung setzt. Keiner der drei Richtungen kommt dabei eine dominante Stellung zu und es zeichnet sich auch keine Verdichtung der Debatte in Richtung eines der drei Paradigmen ab. Diese theoretische Überbestimmtheit des Exklusionsbegriffs, den keiner der drei Ansätze exklusiv für sich reklamiert, ist zugleich eine der Hauptursachen seiner theoretischen Unschärfe. Denn während alle drei Ansätze wesentliche Elemente einer Theorie der Exklusion formulieren, leistet doch keiner eine systematische Entwicklung des Exklusionsbegriffs im Rahmen der jeweiligen Theorie.

In der Unmenge von Literatur, die erschienen ist [...] gibt es ungeachtet der bedeutenden Beiträge von Foucault, Luhmann und Bourdieu keine gesellschaftstheoretisch ehrgeizige

und einigermaßen systematische Darstellung. (Stichweh 2005: 182; vgl. hierzu auch Silver 1995: 535ff.)

Dass dennoch gerade die Arbeiten dieser drei Autoren in der aktuellen Diskussion im deutschsprachigen Raum als theoretische Grundlagentexte rezipiert werden, hängt vermutlich zugleich mit den Gemeinsamkeiten wie auch den Unterschieden zwischen den jeweiligen Perspektiven zusammen. Alle drei Ansätze nähern sich dem Exklusionsthema vor dem Hintergrund umfassender und elaborierter sozial- und gesellschaftstheoretischer Grundlagen. Dabei eint alle drei Autoren eine kritische Distanz zu verdinglichenden und naturalisierenden Vorstellungen der Gesellschaft als vorgegebener Einheit der sozialen Analyse. Diese Distanz führt zu sehr verschiedenen Versuchen, das Soziale in neuen und alternativen Metaphern zu fassen. Dabei etablieren sie mit den Vorstellungen des Systems, des Diskurses und des sozialen Felds jeweils hochspezifische Perspektiven auf die Gegenstände ihrer Analysen und erzeugen so alternative Beschreibungs- und Deutungsmuster für das Abstraktum des Sozialen selbst. Im Fall der Diskurstheorie sowie der Theorie sozialer Felder führt diese Reformulierung des eigenen Gegenstandes zugleich zu einer Abkehr vom Gesellschaftsbegriff an sich, dem in beiden Theorien keine zentrale Stellung mehr zukommt. Wenn die Möglichkeit entfällt, Gesellschaft als vorgegebene Einheit soziologischer Analysen zu fassen,

[...] – dann muß die Frage nach der Herkunft gesellschaftlicher Ordnung (sowohl realer als auch symbolischer Gliederung) offenbar ganz anders beantwortet werden als bisher. Klassifikationskämpfe als Variante von Klassenkämpfen (Bourdieu); Autopoiesis (Luhmann); Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung, aber auch der Produktion und Ritualisierung von Diskursen (Foucault) – diese und andere Konzepte suchen Antworten auf die Frage nach der Herkunft gesellschaftlicher Ordnung jenseits traditioneller Erklärungen. (Lüdemann 2004: 49)

Im Bruch mit den traditionellen Paradigmen der Sozial- und Gesellschaftstheorie liegt daher die Gemeinsamkeit zwischen Systemtheorie, Diskurstheorie und der Theorie sozialer Felder. Die sich hieraus ergebenden Schnittmengen des »interdiskursiven Dreiecks« zwischen den drei zentralen Autoren reichen dabei weit über die Exklusionsthematik hinaus (Link 2007). Zugleich jedoch erzeugt jede der drei Perspektiven für sich eine jeweils hochspezifische Sicht des Sozialen, was im hier verhandelten Kontext an den drei sehr unterschiedlichen Fassungen des Exklusionsthemas deutlich werden wird.

Die Auswahl der drei in dieser Studie analysierten theoretischen Entwürfe folgt also keiner systematischen Strategie. Sie nimmt vielmehr den deutschsprachigen sozialtheoretischen Diskurs um das Phänomen der sozialen Exklusion selbst zum Ausgangspunkt einer theoretischen Erkundung und folgt den Schwerpunkten, die dieser vorgibt. Die Textauswahl ergibt sich in den folgenden Fallstudien aus den Vorgaben der vorgefundenen Debatte. Für die Systemtheorie bedeutet das, dass vor allem einzelne Aufsätze und Passagen aus Luhmanns Spätwerk

analysiert werden, die ab Mitte der 1990er Jahre überhaupt erst zur »Entdeckung« des Exklusionsthemas in der deutschsprachigen Soziologie geführt haben. Für die Analyse der Diskurstheorie werden vor allem die frühen und mittleren Arbeiten Foucaults zur historischen Bildung von Ausschluss-systemen im Mittelpunkt stehen, da diese weit stärker als sein Spätwerk in der aktuellen Debatte adressiert werden (Stäheli 2004; Gertenbach 2008). Schließlich wird im Fall der Arbeiten Bourdieus ein empirisches Werk im Zentrum der Untersuchung stehen, dass trotz seines explizit a-theoretischen Zugangs zur Exklusionsthematik in der deutschsprachigen Diskussion als auch theoretisch instruktiver Beitrag adressiert wird (Bohn 2006; Schroer 2004; Stichweh 2005).

Schon ein nur oberflächlicher Blick auf die drei ausgewählten Fälle verdeutlicht, wie stark die Formulierung des Exklusionsphänomens durch die übergeordneten Vorstellungen des Sozialen geprägt ist. Für das Ungleichheitstheoretische Paradigma stellt sich Exklusion als ein Effekt von Klassifikations- und Distinktionskämpfen dar, die sich innerhalb des sozialen Raums vor allem auf dem sozialen Feld der Macht ereignen (Bohn 2006: 14). Damit spielt die Frage nach der äußeren Grenze dieses Raums hier nicht die zentrale Rolle, die ihr in den anderen beiden Ansätzen zukommt. Diese Sonderstellung gilt es im Rahmen der folgenden Analysen zu berücksichtigen und genauer zu befragen. In diskurstheoretischer Perspektive wird vor allem untersucht, durch welche sozialen Ausschlüsse und damit verbundenen Normierungen die soziale Ordnung der Inklusionsseite konturiert und stabilisiert wird (Foucault 1976: 56). Die systemtheoretische Konzeption sozialer Exklusion fragt schließlich danach, wie Exklusion in Bezug zu der gesellschaftlichen Differenzierungsform gesetzt werden kann, wobei der Fokus der Theorie gemäß auf der modernen Form funktionaler Differenzierung liegt (Stichweh 2005: 180). Warum trotz einer solchen Vielfalt theoretischer Perspektiven und Rahmenkonzepte die Formulierung einer Theorie der Exklusion nicht gelingt, soll in dieser Studie untersucht werden.

Exklusion als Grenzproblem wissenschaftlichen Schreibens

Mit diesen Vorüberlegungen ist das Feld abgesteckt, auf dem sich die Fragestellung dieser Arbeit entfaltet. Es wird im Folgenden darum gehen, das wechselseitige Bedingungsverhältnis der Konzepte des Sozialen einerseits und der Exklusionsthematik andererseits nachzuzeichnen. Den Ausgangspunkt für dieses Unternehmen bildet die beständige Kritik am Theoriedefizit des soziologischen Exklusionsbegriffs, die sich durch die Debatte zieht. Die theoretische Unschärfe der Exklusionsvokabel wird dabei zumeist als Resultat der Darstellungsform

erklärt, die sich zu sehr an den personifizierenden und dramatisierenden Strategien nicht-wissenschaftlicher Sprachkonventionen orientiert. Dieser Deutung, die vor allem auf sozialpolitische und mediale Darstellungsroutinen als Vorbilder für die soziologische Debatte verweisen, folgt die vorliegende Argumentation nicht. Die augenscheinliche Tendenz der sozialtheoretischen Literatur, im Fall des Sprechens über soziale Exklusion den Rahmen der herkömmlichen theoretischen Sprachmittel und Begriffsinventare zugunsten metaphorischer, personifizierender und exemplarischer sprachlicher Figuren zu verlassen, soll nicht durch den einfachen Verweis auf öffentliche und massenmediale Diskurse erklärt werden. Denn das Argument, es handle sich bei den beschriebenen Mitteln um reine Kopien öffentlicher Stereotype in soziologische Kommunikationskontexte und demnach um theoretisch unzureichende Reproduktionen, übersieht die Möglichkeit, gerade diesen Bruch mit den Normen des wissenschaftlichen Schreibens als theoriestrategische Entscheidung zu lesen, die ein logisch und systematisch ausgeschlossenes Wissen zugänglich macht. Das wird besonders dann deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass diese Kritik auch an Theorieansätze wie die Systemtheorie Niklas Luhmanns oder die Foucaultsche Diskurstheorie adressiert wird, die kaum in Verdacht stehen, massenmediale Überbietungsrhetorik unbesehen zu kopieren, um so ihre Arbeiten durch die »Faszination des Exotischen« mit Aufmerksamkeitsgewinnen auszustatten (Nassehi 2004: 327).

Im Rahmen der vorliegenden Argumentation soll daher die Verdichtung von bildlichen Ausdrücken, illustrativen Metaphern und detaillierten Fallschilderungen, die sich in der soziologischen Darstellung sozialer Exklusion beobachten lässt, als Literarisierung der wissenschaftlichen Sprachroutine in den Blick genommen werden. Damit knüpft die Arbeit an den Begriff der Literarizität an, den de Man (1988a) einführt. Gradmesser für Literarizität ist das Maß, in dem ein Text verstärkt und auf Kosten von Logik oder grammatikalischer Richtigkeit rhetorische Sprachfiguren einsetzt. In diesem Verständnis ist der »Unterschied zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten kein wesenhafter, sondern ein gradueller.« (Schmidt-Haberkamp 2007: 220) Für die Soziologie ist es in der jüngeren Zeit vor allem Andrew Abbotts Konzept einer *lyrical sociology*, das unter anderen de Mans Überlegungen aufgreift und für die Anwendung und Analyse der sozialwissenschaftlichen Textproduktion fruchtbar macht (Abbott 2007). Unter *lyrical sociology* versteht Abbott dabei eine textuelle Praxis, deren Ziel darin besteht, dem Leser das Nachempfinden einer soziologischen Entdeckung oder Erkenntnis zu ermöglichen. Dabei geht es nicht um die Verknüpfung dieser Erfahrung zu einer schlüssigen Narration oder einer kausalen Ordnung, sondern um die Vermittlung eines eher emotional begründeten Eindrucks sozialer Wirklichkeit.

Our general guide must always be the aim to imagine a kind of sociology – really a kind of social science – that is in some profound sense not narrative. This does not mean that it cannot contain narrative elements [...]. But it means that its ultimate, framing structure should not be the telling of a story – recounting, explaining, comprehending – but rather the use of a single image to communicate a mood, an emotional sense of social reality. (Abbott 2007: 73)

Um eine derartige Eindrücklichkeit zu erzeugen, zeichnen sich die betreffenden Texte laut Abbott durch detailreiche Schilderungen momenthafter Szenen oder einzelner Personen aus. »The lyricist will use more figurative language and more personification.« (Abbott 2007: 76) Die metaphorische und personifizierende Darstellung sozialer Exklusion in soziologischen Texten, die sich der Einordnung in eine systematische Theoriesprache entzieht, wird im Rahmen dieser Arbeit als Signatur einer solchen *lyrical sociology* gelesen und untersucht.

Dass sich dieser Übergang von einer systematischen in eine rhetorisch aufgeladene Form des theoretischen Schreibens genau entlang der Exklusionsthematik vollzieht, ist kein Zufall. Denn der scheinbare Einbruch der empirischen Phänomene in die Routinen eines theoretisch abgesicherten Vokabulars markiert zugleich dessen Reichweite und dessen Grenzen. Unter der Vorannahme, dass die ›soziale Realität‹, die sich in den Exklusionsschilderungen niederzuschlagen scheint, keine vorgelagertes Objekt der soziologischen Analyse ist, sondern durch diese gleichsam konstruiert wird, kann der Bruch im theoretischen Sprechen als Grenzproblem der eigenen Grundannahmen lesbar gemacht werden. Denn was als und vor allem wie soziale Exklusion theoretisch wahrgenommen wird, hängt mit den grundlegenden Modellen über die Form und Ordnung des sozialen Inklusionsbereichs zusammen. An den Rändern dieser jeweils kontingenten theoretischen Vorstellungen über das Soziale kondensiert die Exklusionsthematik und entzieht sich zugleich der nahtlosen Eingliederung in diese.

Dabei stellt die Ausarbeitung eines solchen grundlegenden Modells des Sozialen jede soziologische Theorie vor zwei zentrale Herausforderungen. Zum einen muss die Soziologie ihre eigenen Analysen gegenüber konkurrierenden Angeboten der Gesellschaftsbeschreibung als wissenschaftlich kennzeichnen. Sie muss etwa gegenüber literarischen oder massenmedialen Deutungsansätzen unterscheidbar sein und handelt sich, wenn das nicht der Fall ist, massive Kritik ein (wie nicht zuletzt das Beispiel der Exklusionsdebatte zeigt). Diese Unterscheidbarkeit gewährt im Fall der Theorie auf der Ebene des Textes zunächst vor allem der wissenschaftliche Stil des Schreibens.

Ebenso wichtig sind in dieser Lage Fragen der Wortwahl bis hin zu Fragen der literarischen Form. [...] Sie [die Soziologie] muß auf ›Wissenschaftlichkeit‹ achten, was nicht zuletzt eine Stilfrage ist. (Luhmann 1997: 1128f.)

Zum anderen kann die Soziologie ihren Gegenstand aber nicht einfach als außerhalb ihrer selbst gegebenes Objekt voraussetzen. Auch wenn der im wörtlichen Sinne auf Objektivierbarkeit ausgerichtete, nüchterne Stil wissen-

schaftlichen Schreibens gerade diesen Eindruck zu erzeugen sucht. Denn das Soziale ist trotz allem reifizierenden Sprechens kein vorgefundenes Objekt soziologischer Analysen, sondern ein Adressat, der durch seine Ansprache zuallererst erzeugt wird. Zugleich entzieht sich das Abstraktum des Sozialen jeglicher Anschaulichkeit, die den konstruktiven Akt der Bezeichnung an allgemein geteilte Wahrnehmungen binden und so dessen Kontingenz invisibilisieren könnte. Damit können die auf Wissenschaftlichkeit ausgerichteten soziologischen Gesellschaftsbeschreibungen ihr Ziel der »[...] intersubjektive[n] Validierung von Deutungsmustern [...]« nur auf dem Weg der sprachlichen Darstellung erreichen, durch welche die kollektive Vorstellungen einer abstrakten Totalität erzeugt wird (Lüdemann 2004: 11).

Insofern sind sozialwissenschaftliche Beschreibungen des Gesellschaftlichen noch deutlicher selektiv, als es Beschreibungen ohnehin sind. Theorien der Gesellschaft sind deshalb zumeist noch deutlicher Narrationen, metapherngestützte Texte, die ihren Gegenstand suggestiv erzeugen und damit auch jene Beobachter, die sich dann gemäß der Beschreibung innerhalb des Beschriebenen vorfinden. (Nassehi 2006a: 311)

Das gilt auch dort, wo gerade aus der Skepsis gegenüber den totalisierenden Implikationen der Gesellschaftsvokabel ganz auf sie verzichtet wird und stattdessen das Soziale selbst in die Position der einheitsstiftenden Analyse-einheit gerückt wird. Die Metapher des sozialen Raums erzeugt ebenso bestimmte Ordnungsvorstellungen wie die Metapher des Systems oder des Diskurses. In welcher Form sich die Ansprache des Gegenstands der soziologischen Analyse vollzieht, welche Bilder und Formulierungen gewählt werden, welche Vorstellungen von Einheit und Ordnung oder Vielheit und Unordnung sie transportiert, ist damit ein elementarer Bestandteil der Konstruktion des Gegenstands selbst. Gerade soziologische Beschreibungen des Sozialen sind daher auf rhetorische und literarische Instrumente angewiesen, die den wissenschaftlichen Stil und die damit verbundene Rhetorik trockener, objektivierender Beschreibung unterlaufen und durch die imaginäre Leistung eines bestimmten Bildes, einer bestimmten Metapher oder einer bestimmten Vorstellung sozialer Ordnung ersetzen.

In der bisherigen Argumentation ist deutlich geworden, dass es sich in beiden Fällen – dem Begriff des Sozialen einerseits, der Theoretisierung von Exklusion andererseits – zuallererst um eine Frage der Repräsentation handelt. Repräsentation ist dabei in dem hier verwendeten Verständnis keine mehr oder weniger adäquate Abbildung von vorgelagerten ›Dingen‹, sondern ein durch Sprache vermittelter, konstitutiver und sinnerzeugender Akt, durch den diese ›Dinge‹ überhaupt erst hervorgebracht werden (Hall 1997: 5). Für den Bereich der soziologischen Theorie wird in jüngster Zeit verstärkt nach den Grundlagen und Folgen eines so verstanden, konstruktivistischen Konzepts von Repräsentation gefragt. Die im vorigen Kapitel bereits erwähnten Forschungen zur Konstruktion

des soziologischen Imaginären (Lüdemann 2006) oder zur spezifischen Begründung soziologischer Gesellschaftsbegriffe gegenüber konkurrierenden Konzepten oder Beschreibungen (Nassehi 2006; Bonacker/Reckwitz 2007) kreisen um genau jene Fragen nach der konstituierenden und sinnstiftenden Leistung von sozialtheoretischen Sprachbildern und Vokabularen – und bilden damit einen der Ausgangspunkte für die folgenden Analysen. Im Fall der Exklusionsthematik zeigt sich das entgegengesetzte Bild. Innerhalb der jüngeren Debatte um soziale Exklusion liegen bisher keine Forschungen vor, die sich um eine Dekonstruktion des konstitutiven Charakters von Exklusionsbeschreibungen bemühen. Das überrascht, denn die referierte Kritik an der Debatte um soziale Exklusion – das Konzept zeichne sich durch eine zu große Tendenz zur Personalisierung und Dramatisierung aus – zeigt, dass in diesem Kontext vor allem Fragen der angemessenen sozialwissenschaftlichen Darstellung und Sprache verhandelt werden. Kurzum: Fragen der Repräsentation.

Diese Leerstelle wird mit der vorliegenden Arbeit gefüllt. Sie bezieht die allgemeinen Arbeiten zur Konstitution eines soziologischen Imaginären erstmals auf ein partikulares theoretisches Problem und fragt nach den Auswirkungen je konkreter Metaphern des Sozialen auf die Darstellung der Exklusionsthematik. Zugleich zeigt sie am Beispiel der theoretischen Unschärfe des Exklusionsthemas, welche binnentheoretischen Strategien des Umgangs mit der Begrenztheit des theoretischen Vokabulars sich in den jeweiligen Theorien beobachten lassen. Denn die Theoretisierung von Exklusion – so die leitende Annahme – *muss* theorieintern auf Widerstände auflaufen, da sie implizit die Grenzfrage nach der Reichweite der grundlegenden Konzepte des Sozialen stellt. Die Totalitätsfiktion und ihre ansonsten impliziten Vorannahmen, auf denen jede Konzeptualisierung des Sozialen basiert, werden erst in dem Moment sichtbar, in dem sich die theoretische Aufmerksamkeit auf das Phänomen des Ausschlusses richtet. Denn ebenso, wie die Begründung des Gegenstandes der soziologischen Analyse sich seiner rein logischen Ableitung entzieht und zuallererst durch den Einsatz sprachlicher Mittel wie Narrativen oder Metaphern als Adressat konstituiert werden muss, »fallen« die Exkludierten aus dem gesicherten theoretischen Duktus und Vokabular heraus. Die geschilderten Tendenzen zur Personalisierung und Dramatisierung der Exklusionsthematik sollen so als Irritation und Öffnung des theoretischen Bezugsrahmens lesbar werden, über die es gelingen kann, die ausgeschlossene Frage nach der jeweiligen Reichweite der Totalitätsfiktionen zu formulieren und zu beantworten. Somit soll die Widerständigkeit der Exklusionsthematik gegenüber einer logischen und systematischen Theoretisierung produktiv lesbar gemacht werden.

An welchen theoretischen Grenzlinien kondensiert die Exklusionsthematik? Wie formt die zugrunde liegende Vorstellung des Sozialen die Konstruktion

sozialer Exklusion? Um diese Fragen und deren Beantwortung kreisen die folgenden Analysen. Damit verfolgen sie ein doppeltes Erkenntnisinteresse: Zum einen geht es um ein theoriestrategisches Interesse, das nachzeichnen möchte, wie Sozialtheorien die – notwendig kontingente und fiktive – Konstruierung und Stabilisierung ihres Gegenstandes erreichen. Zum anderen soll am Beispiel der Exklusionsthematik untersucht werden, wie sich der Stil des wissenschaftlichen Schreibens zugunsten einer Literarisierung der Sprache in jenen Momenten verschiebt, in denen die Kontingenz der jeweiligen Konstruktion sichtbar wird.

Damit rücken die Ebenen der sprachlichen Darstellung von sozialer Exklusion einerseits und der sozialen Inklusionsordnung andererseits in den Fokus der Untersuchung. Es wird also um das Verhältnis und die Wechselwirkungen zwischen zwei unterschiedlichen Modi der Repräsentation innerhalb sozialtheoretischer Texte zur Exklusionsthematik gehen. Im Modus des wissenschaftlichen Sprechens wird die Frage lauten, durch welche sprachlichen Mittel der imaginäre Gegenstand des Sozialen begründet wird und wie damit zugleich der Rahmen aufgespannt wird, innerhalb dessen systematische theoretische Aussagen formuliert werden können. Im Modus des Sprechens über soziale Exklusion wird zu zeigen sein, an welchen Grenzposten des zuvor bestimmten Rahmens der Duktus theoretischen Sprechens zugunsten unwissenschaftlicher Repräsentationsformen verlassen wird und wie diese Grenzkonflikte und -übertritte die Darstellung von Exklusion prägen.

Ein derartiges Forschungsinteresse bedarf eines differenzierten Instrumentariums, um die verschiedenen sprachlichen Mittel, Bilder und Figuren und ihre Funktion analysieren zu können. In dieser Studie wird daher der Methode einer rhetorischen Analyse gefolgt, die einen gegliederten Zugriff auf unterschiedliche Formen der sprachlichen Darstellung ermöglicht. Da ein solcher Ansatz für eine soziologische Arbeit unorthodox ist, werden die methodischen Vorüberlegungen, welche dieser Entscheidung zugrunde liegen, im nächsten Kapitel ausführlich erläutert.